

KAPITEL I

GESELLSCHAFT

1. Fleißig. Warum wir Arbeit und Menschwerdung zusammendenken

Die Frau am Nebentisch war bei ihrem dritten Espresso angelangt, als sie die Zeitung beiseitelegte. Ihr graues Kostüm saß perfekt, unter ihren Augen lagen tiefe Schatten. »Zwei Nächte durchgemacht«, flüsterte sie dem elegant gekleideten Herrn zu, der ihr gegenüber am Cafétisch Platz nahm. Holla. Das ließ mich hellhörig werden. Frühstückte da etwa ein hingebungsvolles Opfer des Berliner Nachtlebens? Weit gefehlt. »Dann bist du also fertig mit der Präsentation?«, fragte der Mann. Seine Gesprächspartnerin schüttelte den Kopf. Dann reckte sie stolz das Kinn. »Eine Nacht ziehe ich noch durch, dann sind alle Zahlen aufbereitet.«

Schuften rund um die Uhr. Ist das noch Fleiß oder schon Arbeitssucht? Im Jahr 2013 erregte der Fall von Moritz Ehrhardt Aufsehen. Der 21-jährige Deutsche hatte in London ein Praktikum bei der Bank of America Meryll Lynch ergattert und sich mächtig ins Zeug gelegt. Offenbar zu mächtig. Nachdem er drei Nächte ohne Schlaf durchgearbeitet hatte, fand man ihn tot in der Dusche seines Studentenwohnheims. Todesursache war ein epileptischer Anfall. Doch es wurde gemutmaßt, dass Überarbeitung und notorischer Schlafmangel wesentlich für die tödliche Heftigkeit des Anfalls verantwortlich gewesen seien.

Fleißig, pünktlich, pflichtbewusst bis zum Umfallen, dieser Ruf eilt uns Deutschen immer noch voraus. Wer stöhnte da nicht auf? Typisch deutsch möchte heute kaum noch jemand sein, jedenfalls nicht im karikaturhaften Sinne. Auch wenn anlässlich internationaler Sportereignisse schwarz-rot-goldene Wimpel an den Autos flattern, gibt man sich lieber kosmopolitisch lässig. Vielleicht aus Trotz. Wer will schon bieder und verspannt genannt werden? Wem gefällt es, wenn man ihm attestiert, er habe statt Lebenslust die Stechuhr im Herzen?

Vorurteile über die fleißigen Deutschen haben Tradition. Wenig Schmeichelhaftes wusste etwa Jacques Rivière zu berichten, der 1918 ein Buch mit dem schlichten Titel *Der Deutsche* veröffentlichte. Arbeit, so der französische Schriftsteller, sei für seine deutschen Nachbarn nicht etwa lästige Pflicht oder Strafe wie anderswo: »Sie widmen sich ihr von ganzem Herzen, sie ist ihnen eine Sucht, sie ist ein Laster, dem sie nachgeben. Sie verfallen der Arbeit wie andere der Sünde.«² Sein sarkastischer Ton wundert kaum, denn der Erste Weltkrieg hatte der alten Feindschaft zwischen Deutschland und Frankreich neue Nahrung gegeben. Rivière selbst hatte einige Zeit in deutscher Kriegsgefangenschaft verbracht, seine Nachbarn also unter Extrembedingungen studiert. Interessant ist jedoch, dass er sie als nahezu süchtig nach Arbeit charakterisiert. Hätte es den Begriff Workaholic schon gegeben, sicherlich wäre er in *Der Deutsche* aufgetaucht.

Zeugen Rivières Charakterisierungen von Ressentiments, oder beruhen sie auf kühler

Diagnose? Und falls sie denn jemals zutreffend waren – gibt es ihn überhaupt noch, den fleißigen Deutschen? Oder ist er ein Mythos, der zusammen mit Sekundärtugenden wie Ordnung und Pünktlichkeit allmählich verblasst? »Ein guter Abend kommt heran, wenn ich den ganzen Tag getan«, reimte Goethe in seinem Gedicht »Lebensgenuss«. Heute hängen in deutschen Büros Sprüche wie dieser: »Harte Arbeit hat noch niemandem geschadet, aber warum soll ich ein Risiko eingehen?«

Die Fakten sprechen allerdings für ungeminderten Fleiß. Eine Eurostat-Studie von 2012 ermittelte, dass wir europaweit die meisten Arbeitsstunden absolvieren – jedenfalls innerhalb der hoch entwickelten Länder. Zählt man allerdings die Überstunden hinzu, die hierzulande höher ausfallen als in jedem anderen EU-Land, arbeiten wir uns buchstäblich an die Spitze der Gesamtstatistik vor.⁸ Interessant auch: Viele Überstunden werden unbezahlt geleistet. Im zweiten Arbeitsquartal 2014, so veröffentlichte es jüngst die Bundesagentur für Arbeit, kamen die Deutschen durchschnittlich auf zwölf Überstunden; mehr als die Hälfte dieser zusätzlichen Arbeitszeit wurde nicht extra entlohnt.

Natürlich sagen solche Zahlen noch nichts darüber aus, wie motiviert die Deutschen morgens in Fabriken und Büros eilen. Dies erfragte das Forsa-Institut, mit dem Ergebnis, dass 88 Prozent der Deutschen angaben, gern zu arbeiten.⁹ Wie passen Fleiß und Engagement am Arbeitsplatz zum freizeitorientierten Hedonismus, der vermeintlich um sich greift? Sind wir vielleicht doch emsiger, als die neue Lässigkeit behauptet?

Offenbar ja. Arbeit bedeutet für uns mehr als eine bloße Fron. Es war der Soziologe Max Weber, der dieses Phänomen als eine religiös begründete Haltung beschrieb. Und die, da war Weber ganz sicher, sei eine typisch protestantische. Genauer gesagt, sprach er über die calvinistisch-puritanische Haltung, die sich in wesentlichen Punkten von Luthers Verhältnis zur Arbeit unterscheidet.

Webers Zentralbegriffe sind Leistungsethos und Askese, wie man sie im Calvinismus, im Pietismus, aber auch im Methodismus und in täuferischen Abspaltungen des Protestantismus findet. Die theologische Voraussetzung sah Weber bei Reformator Johannes Calvin, der den wirtschaftlichen Erfolg zum Gradmesser göttlicher Auserwähltheit erhoben hatte. Mit dieser sogenannten Prädestinationslehre vertrat Calvin eine jenseitsorientierte Argumentation: Gewinnbringende Arbeit dürfe als Versprechen auf göttliche Erlösung und ewiges Leben gedeutet werden. Wen Gott liebe, den zeichne er durch finanziellen Erfolg aus. Dem entsprechend betrachteten die Anhänger Calvins ökonomische Prosperität als Option aufs Himmelreich.

Der Lohn der Arbeit war damit ein ideeller. Wenn nebenbei auch reichlich Gewinn erwirtschaftet wurde, durfte er nach dieser Lesart selbstverständlich nicht dem schnöden Genuss geopfert werden. Vielmehr sollte das Geld gespart oder mit Bedacht in den segensreichen Arbeitskreislauf zurückgeführt werden: als Investition. Dieses Verhältnis zum Geld hielt Max Weber für die Basis des wirtschaftlichen Wachstums in evangelisch geprägten Ländern. In *Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus*, als zweiteiliger Essay 1904/05 und dann überarbeitet 1920 erschienen, wagte er eine Generalthese: Das

hohe protestantische Arbeitsethos, verbunden mit asketischer Lebensführung und der Bereitschaft zu investieren, seien Schlüsselfaktoren für die Entstehung des Kapitalismus gewesen. Da die Erlöse nicht dem Wohlleben dienten, sondern in die Arbeitsprozesse zurückgeflossen seien, hätten sich die Unternehmen vergrößern, sie ihre Produktionstechniken perfektionieren und langfristig auch Wissenschaft und Technik befördern können. Auf diese Weise verschraubte Weber Reinvestment und protestantische Askese als Zündkerzen in den Motor des kapitalistischen Systems.

Kritiker hielten Weber vor, dass auch katholisch dominierte Zonen wie das Rheinland beeindruckende wirtschaftliche Erfolge zu verzeichnen hätten. Hinzu kommt: Die an Calvin orientierte protestantische Lesart spielt in Deutschland eine untergeordnete Rolle. Außerdem hatte Weber rückblickend konfessionelle Milieus im Blick, in denen Kirchenbindung und Jenseitsglaube noch völlig intakt waren. Wenn wir heute Einstellungen zur Arbeit in einem säkularen, aber protestantisch geprägten Land betrachten wollen, muss man sich deshalb mit Luthers Verhältnis zur Arbeit auseinandersetzen.

Fangen wir buchstäblich bei Adam und Eva an. Auf den Sündenfall folgte bekanntlich die Vertreibung aus dem Paradies. Vorbei war's mit dem süßen Nichtstun. Als Strafe für den Ungehorsam verdonnerte der alttestamentarische Gott die Menschen zur Arbeit: Im Schweiß ihres Angesichts sollten sie ihr Brot essen. Fortan lastete die Notwendigkeit zu arbeiten wie ein Fluch auf der Menschheit. Entsprechend stellte sich Kirchenvater Augustinus die Hölle als einen Ort vor, an dem unablässig hart geschuftet werden musste.

Bei solch düsteren Einschätzungen hätte es bleiben können, wenn nicht Luther der Sache eine vollkommen andere Wendung gegeben hätte. Er definierte Arbeit als frommes Werk, dazu angetan, Gottes Schöpfung zu loben und sich als guter Christ zu bewähren. Als Mönch hatte er noch eine andere Variante kennengelernt und praktiziert: Gebet, Kontemplation, Bibellektüre, Gottesdienst. Als Reformator ging Luther einen neuen Weg. Die Gnade des Herrn könne man sich nicht verdienen, meinte er, sie sei den Menschen durch Jesus Christus' Leben und Sterben bereits gewährt. Damit grenzt er sich deutlich von Calvin ab: »Gott gibt dir nicht Reichtum, damit du daraus schließen sollst, er sei dir gnädig; er hat dir eine andere, größere Wohltat gewährt, aus der du das schließen solltest.«¹⁰

In seiner Schrift *Von der Freiheit eines Christenmenschen* nahm Luther eine Zweiteilung vor. Der Mensch lebe *coram Deo*, also auf Gott gerichtet, und gleichzeitig *coram mundo*, auf die Welt gerichtet. Während das Verhältnis zu Gott durch voraussetzungslose Gnade bestimmt sei, müsse sich der Christ für sein Verhältnis zur Welt rechtfertigen. Er stehe also bereits erlöst vor Gott, müsse aber seine Freiheit auf Erden im Sinne einer untadeligen Lebensweise nutzen – durch arbeitsames Verhalten im Dienste der Gemeinschaft.

Luthers Postulat einer »Verweltlichung« des Glaubens verwandelte die Arbeit in einen Gottesdienst und wertete sie religiös auf: Ein Christenmensch erfülle durch seine Arbeit eine höhere Bestimmung. Wer seinen Talenten und Fähigkeiten entsprechend tätig werde, folge dem göttlichen Auftrag und führe ein gottgefälliges Leben. Aus dem Beruf wurde eine Berufung, aus der ungeliebten Mühsal ein Dienst an der christlichen Gemeinschaft.

Entsprechend geißelte Luther die Faulheit als Laster: »Von Arbeit stirbt kein Mensch, aber

von Ledig- und Müßiggehen kommen die Leute um Leib und Leben; denn der Mensch ist zum Arbeiten geboren wie der Vogel zum Fliegen.«¹¹ Idealerweise arbeite man also nicht etwa aus Gründen der Existenzsicherung, sondern innengeleitet oder, moderner formuliert: getrieben von intrinsischer Motivation. Jene freilich beruht auf Luthers Vorstellung, dass jemand, der seinen Beruf als Berufung interpretiert, ein reines Gewissen haben könne: »Jede Art Berufung ist bedeutsam und nötig, damit das Gewissen gewiss sei.«¹²

Warum aber ist diese Sicht der Dinge überhaupt eine Frucht der Reformation? Pointiert gesagt, weil Luther den Geistlichen als Vermittler zwischen Mensch und Gott abschaffte. Weder Kirche noch Klerus dürften sich dazwischendrängen: »Die wahre Kirche besteht in der Erwählung und Berufung durch Gott.«¹³ So war es nur konsequent, dass Luther mit seiner Bibelübersetzung den Einzelnen ermächtigen wollte, selbst die Heilige Schrift zu lesen und auszulegen. Jeder dürfe sich am Diskurs über biblische Inhalte beteiligen, ohne die Vermittlung oder gar Bevormundung eines Priesters.

Auch die Sakramente erfuhren eine Umwertung, die bis heute gilt. Der Katholik erhält nach der persönlichen Beichte vom Pfarrer Absolution. Ein Ritual mit reinigender Kraft, Psychohygiene für arme Sünder sozusagen. Diese werden ihre Verfehlungen los und können froh von dannen schreiten. Der Protestant hingegen steht seinem Gott unmittelbar gegenüber. Die Beichtliturgie vor dem Abendmahl erteilt keine Generalabsolution. Stattdessen sollen Protestanten permanent ihr Gewissen prüfen, Rechenschaft ablegen, sich ins intime Zwiegespräch mit dem Höchsten begeben.

Daher, so Luther, sei die Messe nicht der Ort, an dem man seine Sünden loswerde. Ganz im Gegenteil: »Man lasse den Leuten öffentlich predigen, wie die Messe als ein Menschentand ohne Sünde unterbleiben möge und niemand verdammt werde, der sie nicht achtet, sondern ohne Messe wohl auf bessere Weise selig werden möge.«¹⁴ Luther erteilte also den Gläubigen den Auftrag, selbst in Kontakt mit Gott zu treten. Die Gnade Gottes sei dem Christen gewiss. Wie aber sieht die »bessere Weise« aus? Zweifellos so, dass man sich im Leben bewährt, statt von einem Priester Erlösung zu erhoffen. Eine Befreiung. Und eine harte Bürde.

»Der Protestant ist Gott allein anheimgegeben«, klagte C. G. Jung in *Psychologie und Religion*. »Er muss seine Sünden allein verdauen.« Jungs Schlussfolgerung: »Dieser Tatsache ist es zu verdanken, dass das protestantische Gewissen wachsam geworden ist, und dieses schlechte Gewissen hat die unangenehmen Eigenschaften einer schleichenden Krankheit und versetzt die Menschen in einen Zustand des Unbehagens.« Dagegen ließ sich allerdings etwas tun, und zwar tagtäglich: arbeiten. Der Sozialpsychologe Gerhard Schmidtchen insinuierte sogar einen »Arbeitszwang aus depressiver Motivation«, der den Protestanten anhängt. Wenn sie sich mehr als andere abrackerten, entspringe dies einer psychischen Dauerkrise: Sie müssten ihre Schuldgefühle immer aufs Neue durch rege Tätigkeit beschwichtigen.

Der Kulturwissenschaftler und Soziologe Martin Greiffenhagen sieht die Quelle der Problematik bereits bei Luthers Transfer des Glaubens in den Alltag. Durch die